Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

(5. Fortsetzung.)

Gert stand auf. Mit einer Hoffnung war er in sein ödes Heim zurückgekehrt. Vielleicht, daß es ihm gelang, die Ketten, in die er sich geliefert hatte, wieder zu zerreißen, kostete es auch, was es wolle — und, wenn er auch auf kein Glück mehr zu hoffen hatte, sich doch wenigstens seine Freiheit wieder zu verschaffen.

An die Zukunft hatte er gedacht, und nun trat ihm wieder die Vergangenheit in den Weg.

Zwei Jahre waren vergangen. Hatte er „sie" in der Zeit vergessen? Nein. War sie doch schuld an den Ketten, in die ihn nur die Verzweiflung um sie getrieben hatte. Wie oft hatte er sich in dieser Zeit ihr Bild wieder vor Augen gestellt — wie oft sich gefragt: War es denn möglich? Ein Gesicht, Augen, eine Stimme wie diese und alles an ihr Heuchelei, Betrug! Hätte ihm so ein anderer von ihr gesprochen — der Verleumder hätte es ihm mit seinem Blute bezahlen müssen, aber er hatte jenen nächtlichen Vorgang ja mit seinen eigenen Augen angesehen, und welchen Zweifel konnte er noch in ihm erregen?

Er sah sie wieder vor sich stehen — dort an der Tür. Nicht wie damals ein heiteres, sorgloses Kind — nein, älter, ernst, in dunkle Farben gehüllt, vornehm, nütig und doch stolz, eine Dienerin [illegible] noch jetzt umflossen von jenem giftlichen, verführerischen Reiz, der ihn damals toll gemacht, der ihn jetzt aber nur Ekel einflößte. Sein Haus zu betreten, wagte sie — Dienste darin anzunehmen. Was suchte sie in seinem Hause? Doch darauf hatte er ja bereits die Antwort gefunden. Ihre Verworfenheit war also noch größer, als er bisher angenommen hatte.

Sein Haus — es mußte wieder rein werden von ihr. Ethel mußte sie sofort entlassen. Auch hierüber wollte er gleich mit ihr reden. Und damit waren seine Gedanken zu der Frau zurückgekehrt, die nun seinen Namen trug. Die Frauen brachten ihm nun einmal kein Glück.

Wo aber blieb sie?

Ahnte sie die fieberhafte Ungeduld, die ihn diesmal zu ihr trieb, ein so tiefer Abgrund sie auch sonst voneinander trennte, und ließ sie ihn, nur um ihn zu quälen, deshalb absichtlich warten?

Von der Straße her wurde das Geräusch eines Wagens vernehmlich. Er sah durchs Fenster und erkannte im Licht der Laternen das blaue Kupee, das sich jetzt dem Hause näherte, und in dem sie ihre Ausfahrten zu machen pflegte. Der Wagen hielt.

Einige Minuten später klingelte er dem Diener.

„Die Frau Gräfin zurück?"

„Jawohl, Herr Graf."

„Ich lasse die Frau Gräfin fragen, ob sie für mich zu sprechen ist."

Bald darauf kam der Diener mit der Antwort, daß die Frau Gräfin dazu bereit sei.

„Gott, hilf mir!" murmelte Gert für sich und ging.

* * *

Die Räume, welche die Gräfin Prodau für sich allein bewohnte, bestanden aus ihrem Schlafzimmer, einem Ankleidezimmer und einer Art Salon, dem Boudoir. Von den Zimmern, die ihr Gatte inne hatte, waren sie durch einige Repräsentationsräume und den unmittelbar an das Boudoir stoßenden Speisesaal getrennt. Diese Scheidung der Räume war von den Gatten schon bei ihrer kurze Zeit nach der Hochzeit erfolgten Uebersiedelung nach Berlin mit gegenseitigem Einverständnis vorgenommen worden. Nur die Mahlzeiten nahmen sie gemeinschaftlich und zwar mit Rücksicht auf die Dienerschaft. In den Kreisen der großen Gesellschaft war das Paar kaum bekannt, darum forderte das isolierte Verhältnis, das sie zu einander einnahmen — denn auch in der Oeffentlichkeit sah man sie niemals zusammen —, zu keinem Gerede heraus. Verschieden wie die Wege der beiden, war auch die Art, wie sie ihre Zeit verbrachten. Während der Graf ein großer Bücherfreund war, fast den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer saß und dort studierte und schrieb, verging der Vormittag der Gräfin mit ihrer langwierigen Toilette, mit Besuchen der Schneiderin und Modemagazine, vor der Dinerstunde tauchte sie im Tattersall auf, wo sie eine der bewunderstsen Reiterinnen war, und der Abend gehörte gewöhnlich einem Operettentheater, einem vornehmen Varieté, dem Zirkus oder sonst einem Vergnügungsort der leichteren Muse, wo die schöne, elegante, junge Frau, neben der schweigend ihr Gesellschaftsfräulein saß, in ihrer Loge stets die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und alle Opernguckerin Bewegung setzte, ohne daß in ihrem regungslosen, wie aus Marmor gemeißelten, stets auf die Bühne oder die Manege gerichteten Gesicht, über das sie eine langgestielte kostbare Lorgnette hielt, sich die geringste Empfänglichkeit für die ihr gebrachten Huldigungen verriet. Bei dem sonst zurückgezogenen Leben, das sie führte — denn weder auf Bällen noch in Gesellschaft sah man sie je —, war ihr Name nur den wenigsten im Publikum bekannt. Doch hatte sie sich schon einen Spitznamen erworben — die „Marmorgräfin". Das stille Paar paßte gut in das stille Haus, das es bewohnte.

Ethel — das war ihr englisch oder amerikanisch klingender Vorname — befand sich in ihrem Boudoir und sah dem Erscheinen ihres Gatten entgegen. Sie stand vor dem kleinen Damenschreibtisch und blätterte mit nervöser Teilnahmlosigkeit in den dort aufgelegten Pariser Modeblättern. Ihre zarte, biegsame Gestalt war noch in das braune Tuchkleid, ein wahres Meisterwerk von Eleganz und Sitz, gehüllt, in dem sie eben von ihrer Ausfahrt zurückgekommen war. Ihr Gesicht, das ein Turban von hellgoldenem Haar krönte und dessen blendend weißer Teint der Nachhilfe vielleicht nicht ganz entbehrte, war von reinster angelsächsischer Schönheit. Aus den stahlblauen Augen strahlten Stolz und Härte, während sich um die festgeschlossenen, schmalen Lippen und das vielleicht etwas zu starke, steile Kinn der Ausdruck einer großen Willenskraft lagerte. Die dunkel gefärbten Augenbrauen waren zu einer düsteren Falte zusammengezogen, und die Gedanken, die hinter dieser schönen, weißen, wie vom Bildhauer gemeißelten Stirn nisteten, schienen gerade keine allzu freundlichen zu sein.

Ein Geräusch an der Tür, die ins Speisezimmer führte, bewirkte, daß sie jetzt den Kopf hob — die beiden Gatten standen einander gegenüber.

„Ich habe Dich um eine Unterredung bitten lassen," begann Gert mit ruhiger Höflichkeit.

„Ich stehe zu Deiner Verfügung," erwiderte sie kalt und winkte ihm, Platz zu nehmen.

Sie setzten sich.

„Ich komme von München zurück," fuhr er fort. „Ich hatte dort eine Vermögensangelegenheit zu ordnen. Daneben ist mir aber noch etwas anderes begegnet, und deshalb möchte ich Dich ersuchen, mich in Ruhe anzuhören. — Du erinnerst Dich, daß es vor unserer Verheiratung mein Wunsch und auch meine Absicht war, in den diplomatischen Dienst einzutreten."

„Ich erinnere mich."

„Dann wirst Du auch nicht vergessen haben, warum ich damals auf meinen Wunsch verzichten mußte."

„Man gab Dir zu verstehen, daß Deine Frau, eine frühere Tänzerin, für die Gesellschaftskreise, zu denen Du dann in Fühlung treten mußtest, nicht der geeignete Umgang wäre."

„Es war der Grund, der mir auch den Zugang zu jeder anderen Staatsstellung verschloß."

„Willst Du mir jetzt daraus einen Vorwurf machen?"

„Nein. Ich hatte mir dieses Schicksal ja doch selbst bereitet."

„Was weiter?"

„Ich war jetzt in München mit einem alten einflußreichen Freunde zusammen. Er ließ mich wissen, daß mein Wunsch von damals vielleicht noch Erfüllung finden könnte — allerdings unter einer bestimmten Voraussetzung."

„Und die wäre?"

„Daß wir uns scheiden lassen."

Ein Zucken lief über ihr Gesicht. Hätte sie ihrem Gefühle freien Lauf gelassen, sie wäre in wilden Jubel ausgebrochen. Aber so rasch wollte sie die Maske vor ihm nicht fallen lassen.

„Endlich! Du wirst aber nicht glauben," lächelte sie höhnisch, „daß Du mir mit diesem Vorschlag eine Ueberraschung bereitest. Worüber ich mich wundere, ist einzig das, daß Du mir diesen Vorschlag nicht schon längst gemacht hast."

„Du hast recht. Aber ich hatte mit meinem Schicksal bereits abgeschlossen."

„Und ich?"

„Auch Dir kann eine Lösung unserer Ehe nur erwünscht sein. Welchen Wert kann sie noch für Dich besitzen? Was kann Dich noch daran locken? Meine Person? Ich bin Dir gleichgültig. Der gräfliche Name? Wenn Du ehrgeizige Pläne daran knüpftest, so hat er Dich nur vor verschlossene Türen geführt, Dir nur Enttäuschungen und Demütigungen bereitet. Bleibt nur die Geldfrage übrig. Aber in diesem Punkte sollst Du nur Deine Forderung zu stellen haben. Darf ich somit hoffen, daß Du Dich zu unserer Trennung geneigt zeigst?"

„Nein."

Ihre Stimme bekam plötzlich einen anderen, einen vibrierenden, metallischen Klang. Ihre Nasenflügel bebten. In ihren Augen funkelte eine kalte Freude. Sie stand auf.

„Nein!" wiederholte sie noch einmal — „und damit Du mich verstehst: Ich hasse Dich. Ich will nicht, daß Du frei, daß Du glücklich wirst. Du sollst die Wahrheit wissen. Damals, als ich Deine Frau wurde — ich die Tänzerin, der Star eines Pariser Varietétheaters —, nicht wahr, Du glaubtest, daß mich nur Dein Rang, Dein Vermögen lockte? Was soll ich's nicht gestehen? Ja, ich wollte in die Höhe. Was anderen meinesgleichen schon so oft gelungen war — warum sollte es nicht auch mir gelingen? Aber was mich zu Dir zog — es war nicht das allein. Du warst der erste Mann in meinem Leben, der mir gefiel. Ich fühlte eine lächerliche Schwäche für Dich — man konnte es vielleicht Liebe nennen. Aber ich glaubte ja mich von Dir geliebt. Schon wenige Tag nach der Hochzeit aber sollte ich erkennen, von welcher Art Deine Liebe war. Dein Verlangen nach mir war gestillt. Meine Zärtlichkeit war Dir zur Last — ja, sie widerte Dich an. Eine andere beschäftigte Dich wohl schon wieder — eine andere, die ich aber verderben werde, wenn ich sie entdecke. Du bereutest Deine Heirat, und Du gabst Dir nicht einmal Mühe, Deine Reue vor mir zu verbergen. Ich hatte Dich geliebt — nun fing ich an, Dich zu hassen. Ich sah, wie Du zu leiden hattest — Dein Leiden war mir Freude. Und Du schwiegst. Aber ich konnte warten. Einmal würde die Stunde kommen, wo Du reden würdest — mich um Deine Befreiung anflehen. Die Stunde ist jetzt da, und meine Antwort hörst Du: Nein!"

Wie ein Pfeil schwirrt: das Wort von ihren Lippen — wie ein Pfeil, der auf sein Herz gezielt war.

Gert war von dem Geständnis, daß er einst ihr Herz besessen, wie betäubt. Von dem Geheimnis, das sie ihm hier mit offenbarte — und welchen Grund sollte sie haben, ihn damit zu belügen? —, hatte er nie eine Ahnung gehabt. Eine starke Bewegung ergriff ihn. Fast empfand er Mitleid mit ihr. Aber sie wollte ja selber keines üben. Nur sich an ihm zu rächen — danach trachtete sie.

„Ethel! — Verzeih'!" bat er sie aus aufrichtigem Herzen.

„Gib Dir keine Mühe," erwiderte sie eisig und in einem Tone, der ihm jede Hoffnung nehmen mußte. „Wenn Du mir sonst nichts zu sagen hast, so betrachte ich diese Unterredung als beendet. Oder hast Du mir noch etwas mitzuteilen?"

Der Plan, seinem Leben noch einen Inhalt zu geben, war für ihn vernichtet. Leer und öde, eine Wüste, wie vorher lag die Zukunft wieder vor ihm. Ob er ihr noch etwas zu sagen hatte?

„Ja," sprach er, „es betrifft das neue Fräulein, das in Deinen Diensten ist."

„Wie?" fragte sie mit nicht geringem Befremden.

„Es würde sich empfehlen, daß Du diesem Fräulein wieder ihre Entlassung gäbst."

Ihr Erstaunen wuchs.

„Warum?"

Er zögerte und überlegte, welche Erklärung er ihr geben sollte. Dann sagte er:

„Ich bin dem Fräulein schon früher einmal begegnet — in einem Badeort. Damals hatte sie es noch nicht nötig, in fremde Dienste zu gehen, ich machte ihre Bekanntschaft in den Kreisen der Badegesellschaft, in der sie mit ihrer Mutter verkehrte. Wie ich jetzt von ihr erfahren habe, ist sie erst durch den Tod ihrer Mutter, die, wie gesagt, damals noch lebte, in ihre jetzige bedürftige Lage geraten. Du wirst begreifen, in welche Verlegenheit es mich setzte, sie gleich nach meiner Rückkunft in meinem, in unserem Hause unter so veränderten Verhältnisse und in so unvermuteter Weise wiederzusehen, und die Verlegenheit würde für mich permanent sein, wenn sie in diesem Hause bliebe. An einem Vorwand, sie wieder fortzuschicken, wird es Dir ja nicht fehlen."

Wieder zuckte das kalte Lächeln über ihr Gesicht.

„Welcher merkwürdige Zufall!" sagte sie — „und einen anderen Grund, als daß sie eine frühere Bekannte von Dir ist, hast Du mir nicht zu nennen?"

„Nein!"

„Dann bedauere ich, daß ich mir in der Wahl meiner Dienstboten von Dir keine Vorschriften machen lassen kann. Ich bin mit der Person zufrieden, und aus meinen vielen Erfahrungen weiß ich, daß ich keine bessere finden werde."

„Und wenn ich hinzufüge," erwiderte er gelassen — „daß entweder dieses Fräulein oder ich das Haus verlassen werde?"

Eine höhnische Verwunderung malte sich in ihrem Gesicht.

„So mächtig ist dieses Fräulein für Dich?"

„Entweder sie ist morgen abend nicht mehr in diesem Hause oder ich begebe mich auf Reisen. Du hast die Wahl."

Er nickte und ging.

Ethel war allein.

Fortsetzung folgt.

— Deplazierte Redensart. „Ach, Herr Doktor, ich amüsiere mich zu gut heute abend; diese vielen schönen Damen und charmanten Herren . . ."

„Finden Sie, Fräulein Jenny?"

„Ach pardon, die Anwesenden sind natürlich ausgeschlossen!"

Im Wartezimmer.

Skizze von Wilhelm Braun.

Ich stand vor der Tür und blieb atemlos stehen. Das Treppensteigen und die Furcht vor dem Kommenden machte mich schwach und ängstlich. Das Herz klopfte mir bis zum Halse hinauf. Immer in ungleichen Schlägen. Erst ganz leise, kaum vernehmbar, und dann um so gewaltiger und lauter. Noch wagte ich nicht, die Klingel zu ziehen. Ich stand nur da, zitternd und zagend, und starrte auf das kleine Emailleschild: Doktor Mohr, Sprechstunde von 4—5.

Daß ich immer die gleiche Empfindung hegte, dieselbe Angst und Unsicherheit! Ich sagte mir tröstend: Aber dabei ist doch nichts! Er tut dir doch nichts! Was fehlte mir denn überhaupt? Ich war nur nervös. Also würde er mich kur untersuchen. Und das tat doch nicht weh. Er würde mir Vorsichtsmaßregeln mit auf den Weg geben, einige kleine Winke und Ratschläge. Und dann konnte ich wieder gehen. Wovor fürchtete ich mich also? Es war doch nicht das erstemal, daß ich hier stand. Nur die Krankheit war diesmal eine neue . . .

Und doch konnte ich das zitternde Gefühl nicht loswerden. Ich hatte vor der Entscheidung Furcht. Ich hörte ihn schon sagen: „Sie müssen unbedingt fort. Ihre Krankheit befindet sich im letzten Stadium. Ihre Nerven sind völlig kaput. Sie sind Neurastheniker, mein Herr . . ."

O Gott! Und wenn ich nicht hineinging, dann wußte ich das Entsetzliche nicht. Dann wurde mir die gräßliche Erkenntnis erspart. Dann trug ich mich einfach so fort, lebte vielleicht eine kürzere Frist, aber wenigstens ohne diesen bitteren, nagenden Gedanken . . .

Unten ging die Haustür. Schritte kamen herauf. Ich ergriff nun hastig die Klingel und preßte meine Lippen aufeinander, indem ich auf das Guckloch starrte. Und dabei dachte ich jeden Augenblick, nun muß das Herz zerspringen. Das war kein Schlagen mehr, das war ein Hämmern, ein . . .

Die Tür wurde geöffnet. Ich überhörte jedenfalls die leisen Schritte der Wirtschafterin. Sie kannte mich schon, ließ mich ein und nahm meine Garderobe in Empfang.

„Herr Doktor kommt gleich . . ."

Das sagte sie jedesmal, gleichviel, ob er schon konsultierte oder ob er noch unterwegs war. Das war nur das Zeichen, mich ins Wartezimmer hineinzubegeben . . .

Ich drückte auf die Klinke und trat ein. Das kleine Zimmer war bereits überfüllt. Ich war momentan verlegen, fühlte eine plötzliche Röte mein Gesicht bedecken, vergaß auf Augenblicke meine Angst und empfand nur das erbarmungslose Anstarren soundso vieler Augen.

Mein leiser Gruß wurde im dumpfen Chorus beantwortet. Ich suchte mir hastig und scheu einen Platz, nahm eine Zeitung zur Hand und starrte befangen hinein . . . Ich las nicht. Ich sah nur die Buchstaben hin und her tanzen. Meine Sinne waren völlig ausgeschaltet. Meine Nerven befanden sich in höchster Erregung, und das Herz funktionierte unregelmäßig und stoßweise. Ich fühlte noch alle Blicke auf mich gerichtet, neugierig und fragend. Ich tat aber, als würde mich ein Artikel besonders interessieren.

Nach und nach beobachtete man mich weniger. Ich blickte nun zaghaft von der Zeitung auf und gewahrte, daß fast alle ihre vorherige Beschäftigung wieder aufgenommen hatten. Die meisten lasen in Zeitschriften, Bäderprospekten oder lustigen Blättern, aber ohne jegliches Interesse. Man merkte an allen die Ungeduld, das Zittern der Hände, das nervöse Hin- und Herhasten im Innern, die unsteten Blicke zur Tür des Konsultationszimmers gerichtet. Man wollte schon alles hinter sich haben, und dann wieder fort, fort . . .

Die Bücher wurden hin und her geworfen. Alles lag ruhelos umher. Alles zeugte von Unsicherheit und Nervosität. Und dazu eine lautlose, feierliche, fast bedrückende Stille im Zimmer . . . eine Ruhe, die nur durch das einförmige Ticktack der Wanduhr unterbrochen wurde . . .

Und wenn jemand sprach, geschah dies nur in leisem Flüsterton . . . Die Worte kamen unsicher und abgehackt heraus. Man wähnte sich schier in der Schule. Man vergaß Alter, Rang und Autorität. Man war wieder Kind, das nicht laut zu sprechen wagt, weil der Lehrer nebenan ist . . .

Allmählich wurde ich ruhiger. Ich ließ meine Augen von einem zum andern schweifen. Ich konnte es jetzt ungehindert tun, da mich kein Mensch mehr beobachtete. Ich war ihnen nun Gott sei Dank abgetan und hatte die Prüfung des Neuhinzukommenden hinter mir . . .

Die meisten waren alte Frauen und Männer. Aber auch ein Baby, das jetzt sanft im Arm der jungen Mutter schlummerte, sowie zwei kleine Knaben zählten zu den Wartenden. Und dort in der Ecke saß ein junges Mädchen, blaß und angegriffen, die Blicke scheu und ängstlich zu Boden geheftet.

Was mochte all diesen Menschen fehlen? Auf allen lagen stand Krankheit, Elend und Schmerz zu lesen . . .

„Ob der Doktor schon da ist . . . fragte eine alte Frau irgend jemanden. Und dieser Irgendjemand blickte auf die anderen, um sich von dort die Antwort zu holen.

Und da ging auch schon die Tür auf. Der Arzt blickte herein, grüßte und ließ die erste Patientin eintreten. Die Tür schloß sich wieder geräuschlos, und nun hörte man monotone, dumpfe Stimmen herausschallen. Eine helle und eine tiefe. Fragen und Antworten . . .

Ich überzählte nun die Leute. Fünf, sechs, sieben acht. Noch acht Köpfe vor mir. Ich hatte jetzt gar keine Furcht mehr. Ich war ja noch lange nicht so weit . . .

Ich nahm eine illustrierte Zeitschrift zur Hand und besah interessiert die Bilder. Es freute mich, daß ich nun wieder ganz gefaßt war. Von unten tönte der Verkehr herauf. Wie ganz entfernt. Autohupen und Wagengerassel. Das Bim-bim der Elektrischen, Rufe und Schreie.

Mittlerweile wurde es schon dunkel. Wir waren schon im Herbst. Auf der Straße flammten nach und nach die Laternen auf. Die Wirtschafterin trat herein, zündete lautlos die Lampe an, zog ebenso die Stores vor und ging wieder hinaus. Wir legten wieder die Zeitungen beiseite und beobachteten jede ihrer Bewegungen, bis sie hinaus war . . .

Das Baby erwachte jetzt und begann zu schreien. Die junge Frau wurde rot, versuchte es mit einem ständigen „Pst, pst!" zu beruhigen und wurde mit jedem Augenblick hilfloser und verwirrter. Nun mischte sich eine ältere Frau ein, versuchte auch ihrerseits, das Kind zu beruhigen, und als es endlich den beiden Frauen gelang, verwickelten sie sich in ein Gespräch. Sie sprachen von ihrem gegenseitigen Leid.

Nun wurde es nach und nach lauter. Fragen flogen hin und her, und man bemühte sich, befriedigende Antworten zu geben. Man sprach von den gegenseitigen „Fällen", gab sich einige kleine Winke und tröstete sich, so gut man konnte. Und alle fühlten sich auf einmal so vertraulich und freundschaftlich miteinander. Ich mischte mich nicht in das Gespräch, hörte nur interessiert zu und beobachtete hie und da das junge Mädchen in der Ecke, das noch immer teilnahmslos und völlig apathisch dasaß.

Die Tür zum Konsultationszimmer öffnetem sich wieder. Die Patientin trat heraus. Der Arzt gab ihr noch einige Ermahnungen, wandte sich sodann zu uns und sagte kurz: „Bitte!"

Nu kommen Sie, Fräuleinken. . ." sagte eine Frau zu dem jungen Mädchen gewandt. Dieses sprang auf, wurde rot und folgte dem Arzt . . .

Wieder wurde es still bei uns. Wieder hörte man Fragen und Antworten. Eine leise, zaghafte Stimme, und dann die des Arztes. Dann hörte man einen Stuhl rücken, einige Schritte zur Wand gehen und wieder zurückkehren. Dann neuerdings die Stimmen. Jetzt durcheinander und hastig. Wie ein schneller, leiser Kampf. Eine leise, bittende, flehende . . . eine tiefe, kurze, befehlende . . . Dann atemlose Stille, und dann einen Schrei, einen langen, anhaltenden Schrei: „Ah . . h . . h . .!"

Und dann wieder die Totenstille, die nur leises, schmerzhaftes Weinen von drinnen unterbrach . . .

Wir wurden alle ernst, horchten atemlos hin. Wir wurden daran erinnert, weswegen wir uns hier befanden. Ich bekam wieder Herzklopfen und Furcht. Meine Hände zitterten und hielten krampfhaft die Zeitschrift . . .

Das Mädchen trat heraus. Sie sah bleich und verweint aus. Im Gehen knöpfte sie noch ihre Bluse zu, mied die neugierigen, teilnahmsvollen Blicke und eilte durch die Korridortür hinaus . . .

Nun kam die junge Frau mit dem Kind an die Reihe. Das Baby begann wieder zu schreien, kümmerte sich nicht um das gütige Zureden der Mutter und des Arztes. Als die Tür endlich geschlossen wurde, hörte man das Klagen nur noch gedämpft und erschöpft.

Ich blickte wieder in die Zeitschrift. Ich wollte mit Gewalt meine Gedanken auf etwas anderes konzentrieren. Ich las laut vor mich hin: „Bilder vom Tage . . . Der Kaiser . . . Das Kronprinzenpaar . . ."

Draußen ertönte die Klingel. Ein neuer Patient, diesmal ein junger Mann, trat herein.

Alle Blicke richteten sich nach ihm, und nun folgte dasselbe Spiel wie bei mir . . .

Und so ging es immer weiter. Nun trennten mich noch vier, dann drei, dann zwei . . . Das Zimmer wurde leerer und leerer. Neue kamen nicht mehr hinzu.

Nun wurde ich wieder unruhig. Die Bilder sagten mir nicht mehr zu. Ich legte das Heft beiseite, zog mein Taschentuch hervor und schneuzte mich.

„Jetzt kommen Sie, nicht wahr?" fragte der junge Mann.

mich in Bereitschaft. Als es mir zu

Ich nickte, stand auf und stellte lange dauerte, ging ich hin und her, besah mir zerstreut und gedankenlos die Bilder an den Wänden, trotzdem ich sie schon kannte. Das da stellte Faust und Gretchen dar, und dort war der Doktor als Student und Einjähriger photographiert . . . Mein Gott, kam denn der immer noch nicht heraus? . . . Und das dort stellte „Sommer auf Rügen" dar . . .

Ich hätte jetzt dort sein mögen.

Endlich ging die Tür auf. Der Doktor sagte wieder sein „Bitte", und ich trat in den Raum, wo es so nach Jodoform und Aether roch . . .

Nun erfaßte mich wieder dieselbe Furcht wie zuvor. Jetzt kam also die Entscheidung. War ich krank? Sehr krank? Mußte ich fort? Geschwind? Noch bevor ich in elender, sicher wurde? War überhaupt Hilfe möglich . . .?

Das schwirrte mir alles blitzartig durch den Kopf, indem ich mich meiner Obersachen entledigte. Und auch dann noch, während ich untersucht wurde, während ich einigemal tief Atem holen mußte, während der Arzt hin und her klopfte, auch dann dachte ich immer noch: Was kommt nun. . ."

Und ich horchte auch unwillkürlich auf den Verkehr hinunter, der fort und fort heraufdrang. Dort unten herrschte das Leben. Unentwegt. Dort unten hastete alles vorbei, lachend und ahnungslos, furchtlos und lebensfroh, ohne zu wissen, wieviel Elend und Jammer hier oben herrschte . . . wieviel Lebenshoffnungen vernichtet wurden . . . ohne daran zu denken, daß auch sie vielleicht einst . . .

„Ein bißchen Ueberreizung, sonst nichts . . .", sagte auf einmal der Arzt lächelnd und hieß mich wieder ankleiden. Ich atmete auf. Sonst nichts? Sonst also nichts? Und nun lächelte ich auch. Froh, dankbar zuversicht sich . . .

Als ich aus dem Konsultationszimmer trat, stand auch der junge Mann in Bereitschaft und ungeduldig vor der Landschaft „Sommer auf Rügen" . . Dachte er vielleicht dasselbe wie ich? . .

Ich lächelte. Ich war jetzt so froh und ruhig. Auf der Treppe zündete ich mir eine Zigarette an und trat auf die abendliche Straße hinaus. Oh, wie schön war diese reine Luft Und wie schön, wie schön war das Leben . . .

Ibsen-Anekdoten.

Kurz nachdem sich Ibsen in Deutschland niedergelassen hatte, wollte ihm einer seiner Verehrer ein Bankett geben. Der Meister nahm schließlich auch an und erschien. Unter den vielen Gästen befand sich auch ein Herr, der sofort, als er Ibsen sah, auf ihn zustürzte, die Hände des Dichters ergriff und sie herzhaft schüttelte. Ach, ich bin wirklich glücklich, Sie endlich persönlich kennen zu lernen. Ihre Bauernnovellen — ach, sie sind prachtvoll, und je öfter ich sie lese, je größer wird der Genuß. Mit „Synnöve Salbakken" stehe ich morgens auf, und am Abend gehe ich mit „Arne" schlafen. Ibsen durchbohrte diesen enthusiastischen Bewunderer Björnsons mit einem kurzen Blicke; aber schließlich schwieg er doch und hütete sich, den begeisterten Leser darüber aufzuklären, daß die genannten beiden Meisternovellen nicht von ihm, sondern von Björnson, seinem großen Nebenbuhler, stammen.

Eine ander kleine Geschichte zeigt uns Ibsen als eifrigen Pädagogen. Sein Sohn Sigurd war ungehorsam gewesen und empfing nun seine Strafe in Form einer Züchtigung. Ibsen war damals noch der Ueberzeugung, daß man bei der Erziehung eines Jungen nicht ganz ohne Prügel auskommen könnte. Der kleine Siguard erlitt also wohl oder übel seine Bestrafung; dann sollte er das Zimmer verlassen. Als er die Tür geöffnet hatte, drehte er sich um, und in der Fülle seiner begreiflichen Verbitterung rief er dem Vater zu: „Ach, du Dichter, Dichter! Du verstehst ja doch nichts, als dumme Lügengeschichten zu schreiben!" Ibsen lachte herzhaft über diesen kritischen Ausbruch seines zornigen kleinen Sprößlings; aber als er später die Geschichte Freunden erzählte, sagte er stolz: „Das ist die neue positive Generation, die da kommt."

Exotische Gäste.

Der Besuch der Maori-Häuptlinge beim König von England.

Zu einer pittoresken Szene kam es dieser Tage im Buckingham Palace, als vier Häuptlinge des Maoristammes aus Neuseeland bei König Georg in Audienz erschienen. Einer der vier Häuptlinge, Mahuta, war der König des Maorivolkes, der, ebenso wie seine drei Begleiter, zum erstenmal in Europa ist. Der dunkelhäutige König und seine Vasallen trugen auf der Fahrt zum Buckingham Palace den traditionellen Gehrock und Zylinder, und nichts erinnerte in ihrer weltmännisch vornehmen Kleidung an ihre exotische Herkunft, ausgenommen die schwarze Feder mit weiß[illegible] Spitze, die sie in das Band des Zylinders gesteckt trugen und die bei den Maori nur Häuptlinge von höchstem Rang zu tragen berechtigt sind. So fuhren die vier Herren nach dem Buckingham Palace; aber bevor sie den Thronsaal betraten, warfen sie über die schwarzen Gehröcke die prachtvollen, von den Schultern bis zu den Fersen reichenden Mäntel aus feinstem Gewebe mit bunter Stickerei, die das Nationalgewand der Maori sind. Als die vier Maorifürsten vor König Georg traten, warfen sie alle vier zugleich diese Mäntel ab, breiteten sie vor dem König hin und knieten zum Zeichen homagialer Ehrfurcht auf die weißen Mäntel nieder.

Die Fürsten hatten auch einen englischen Dolmetsch mit, aber die Häuptlinge waren auf das angenehmste überrascht, als der König bei der Eröffnung des Gesprächs sich nicht an den Dolmetsch, sondern direkt an die Häuptlinge wendete und sie mit „Kia Ora", dies heißt „Guten Morgen", in der Maorisprache anredete. König Georg hat Neuseeland auf einer Weltreise, die er vor einigen Jahren als Herzog von Cornwall unternahm, kennen gelernt und bei dieser Gelegenheit sich auch mit der Maorisprache befaßt. Ueber den eigentlichen Zweck der Reise der Maorifürsten ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, aber man vermutet in London, daß König Mahuta für seine Untertanen, deren er alles in allem nur 47,000 zählt, mehr politische Rechte im Rahmen der neuseeländischen Verfassung erwirken will.

— Klassenjustiz. Frau eines berühmten Rechtsanwalts (weinend): „Das ist aber auch nicht gerecht von Dir! Jeden Mordbrenner verteidigst Du und findest Entschuldigungen für sein Vergehen. Wenn ich aber einmal das Essen verdorben habe, da gibt's keine Entschuldigung!"

— Der faule Kunde. A.: „Soeben begegnete mir Dein Schneider!"

B.: „Hast Du ihm gesagt, daß ich nächstens zu ihm komme, um mir einen neuen Anzug anmessen zu lassen?"

A.: „Jawohl! Ich hab'n schonend vorbereitet!"

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Middystufe für junge Damen.
No. 8162.

Mit der beginnenden Ferienzeit steigt der Bedarf an passenden Anzügen bei aller Art von Sportunterhaltungen. Unsere jungen Damen, wie auch ihre jüngeren Schwestern ziehen die Middy-Blouse allen anderen Moden vor, da sie die größte Bewegungsfreiheit gestattet und stets schick

und gefällig wirkt. Zur Herstellung ist Leinen das beste Material und Weiß die Hauptfarbe. Der breite Matrosenkragen wird in einer kontrastirenden Farbe gearbeitet, rotb und blau sind die meist bevorzugtesten. Neuerdings sind gestreifte Stoffe sehr in Mode für Blousen dieses Genres mit glattem Kragen als Besatz. Für mittlere Größe werden zu diesem Schnittmuster, das in Größen von 30—40 erhältlich ist, 2¾ Yard Material bei 36 Zoll Breite gebraucht.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kinderfachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....